

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10 — Sonntag, den 7. März 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

De Zähwitting

Von Bernhard Bräuner, Leipzig / Nachdruck verboten.

Aurwieh! Au — au! mei biejer Zah!
Ich laaf sei noch dar Wand ubn nah.
Dos Slachen un dos Ziehe
dr Teifel sölls aussiehe!
Men'n ärgsten Feind gönn' iech dos net —
als wenn iech Nodeln drinne hält.
Br Angst laaf iech noch finstwu hie . . .
Is dos a Schmarz! Aurwieh! Aurwieh!

De ganze Nacht schu ging die Quol,
wandt iech ne Kup, stooch's jedesmol,
iech hatt mogn eidl Feier schreie.
's schlug aans, 's schlug zwaa, 's wur üm dreie,
doch zugemacht hatt iech laa Aaa,
in Kup do brummel's wie ne Saag.
Nä, wenn die Blog söll wettter aieh',
iech war' verrückt! — Aurwieh! Aurwieh!

Huuh! wieder fängt dos Klucksen ah! —
Sogt nār, wos en'n do halfen ka?
Iech ho gewärmt, ho Schnaps genumme,
iech bie of Senf, of finstwuos kumme.
Nischt is! Mei Bad hängt dra wie Blei —
's muh alles schu vereitert sei.
Mir is schu lad of moring früh,
wenn Saaf nah kimmf. — Aurwieh! Aurwieh!

Meitwagn! Söll's morgn net besser sei,
do mach' iech mieh zun Dokter sei.
Daar muh'n mit zammst dr Worzel ziehe,
un wenn iech söll' ne Tud aussiehe.
Mir is doch furwos net gewohnt —
dr liebe Gott loss' jeds verschuhnt!
Zähwitting un de Diphtherie
sei Krankil'n! — Aurwieh! Aurwieh!



Ei, bie iech lus dan sch'acht'n Zah',
nort aff iech, wos'ch derwischen laa.
Naus an dar Lust ward wieder
gange,
do ho iech immer dra gehange. —
Ja, morgn aiehl's fort! —
dar Zah' muh raus,
un wenn iech ümwend' 's ganze
Haus!
Die Woch', do mach' iech kaane
Brieh:
Dar oder iech!! —
Aurwieh! Aurwieh!



Zum nebenstehenden Bild:
„Der erste Zahn“, Bild aus dem
Ludwig Richter-Kalender 1932, Verlag:
Georg Wigand, Leipzig-C. 1, Elisen-
straße 15.

Der Gespenster-Hirsch

und andere kleine Geschichten aus Christian Lehmanns „Historischem Schauplatz“, gesammelt von W. Ludewig.

Der Zehntner Christoph Hölzel war reichlich müde und streckte sich wohligh in dem breiten hochgetürmten Federbett. Der Ritt von Annaberg herüber nach Breitenbach war doch etwas viel gewesen für die alten Knochen, und dann die geschäftlichen Besprechungen mit dem Hammerherrn samt ihren unerfreulichen Begleiterscheinungen, kurz, der Tag war anstrengend gewesen. Dazu rumorte der böhmische Landwein im Kopf des nicht allzu trunkfesten Herrn. Er wälzte sich auf die Seite, daß die Bettlade krachte, und bald verkündeten lieblich Schnarchtöne, daß der Herr Zehntner eingeschlummert war. Aber seine wohlverdiente Nachtruhe sollte bald gestört werden. Sein Gastfreund hielt einen zahmen Hirsch, der frei umherlief und gelegentlich auch das Haus besuchte. Mitten in der Nacht tappten schwere Schritte durch den Gang bis vor die Tür hinter der Hölzel schlief. Und dann hob ein Geschnaufe und Gerassel an, das Tote hätte erwecken können. Natürlich wurde der Zehntner aus seinem schweren Schlaf gerissen. Vor Angst standen ihm die Haare zu Berge, und alle seine

Sünden fielen ihm ein; denn daß draußen der Böse rumorte und ihn holen wollte, war für Hölzel eine ausgemachte Sache. Doch er war noch nicht am Ende seiner Schrecken. Plötzlich flog die Tür auf, und ein haariges, gehörntes Ungeheuer trappte in die Kammer. Der Herr Zehntner schwiigte Blut und Wasser, stammelte ein Stößgebet nach dem andern. Das Gespenst ließ sich indes nicht stören, schnob ihn vielmehr an und leckte ihm mit rauher Zunge über das Gesicht. Hölzel schrie vor Schreck laut auf. Das konnte nun wieder das Gespenst nicht vertragen, sondern praffelte zur Tür hinaus. Der Lärm und das Angstgebrüll des Gastes hatten das ganze Haus aus seiner Ruhe aufgestört. Der Hammerherr kam, um nachzusehen, was denn eigentlich los wäre. Und als Hölzel seine Leidensgeschichte erzählte, brach der Hausherr in brüllendes Gelächter aus. Er ließ von einem Knecht den Missetäter vorführen. Hölzel machte gute Miene zum bösen Spiel, indes vermied er es seitdem, auf dem Hammerwerk über Nacht zu bleiben.

Der Saureiter.

Wer den Waskleithner Wäldner Georg Ficker einen Saureiter nannte, der kam schief an. An das Abenteuer mochte der alte Knafterbart nicht erinnern sein. Schoß er da im Spätherbst des Jahres 1643 am Fürstenberg ein hauendes Schwein an, aber die Kugel sah nicht am richtigen Fleck. Die Sau nahm ihn an,

ehe er noch auf den alten Fichtenstock dicht dabei springen konnte. Und sein Feuerrohr verlor er überdies. Wie's im einzelnen zugeht, daran konnte sich Ficker wahrhaftig nicht erinnern; jedenfalls sah er mit einemmal auf dem hochigen Rücken der Sau und heidi, heida gings in wilder Fahrt durch die Stauden. Er mußte sich ordentlich festhalten, damit er bei dem tollen Ritt nicht abgestreift wurde und irgendwo mit gebrochenen Knochen liegen blieb. Drei Stunden hatte er so als Saubereiter geprangt, bis er endlich im Gestrüpp abgeworfen wurde. Aber das Schwein war auch fertig, so daß es Ficker mit dem Hirschfänger erledigen

konnte. Sechs Zentner wog das Mordsvieh und hatte 20 Pfund Schmer unter der Schwarte. Trotz allem wurde der Weißbart fuchsteufelswild, wenn jemand auf seinen Sauritt anspielte; die Affäre ging denn doch wider alle Ehre und Reputation.

Ein lustiger Wildererstreich.

Wild und Wilderer gehören zusammen, das war so und wird wahrscheinlich auch immer so bleiben. Ja in früheren Jahrhunderten schos-

sen sogar die Waldhüter mal hintenrum ein Stück Wild und brachten ihre Beute unter der Hand an den Mann. Vor allem auf der böhmischen Seite kam das häufiger vor. Da hatte nun auch einmal so ein ungetreuer Knecht in fremdem Revier gepircht und einen Hirsch auf die Strecke gelegt. Sein Abnehmer wohnte diesseits der Grenze in einem offenen Flecken. Die Beute sollte in sein Haus geliefert werden, so waren die beiden Ehrenmänner überein gekommen. Erwischen lassen durfte sich der Wilddieb nicht, denn das kursächsische Forstpersonal war scharf hinter seinesgleichen her. Doch der Pfiffikus wußte sich zu helfen: er rechnete mit der Gespensterfurcht seiner Mitmenschen. In einer stürmischen Nebelnacht packte er das Wild auf den Rücken, so daß ihm die Borderläufe über die Schultern lagen und der Kopf mit dem Geweih und den Ohren über seinem Kopf aufragte. Dann warf er ein großes weißes Tuch über seine Last und spazierte froh und frech über die Grenze und durch den Ort. Er hatte sein Ziel schon fast erreicht, als ihm der Nachtwächter begegnete. Jetzt zeigte sich, daß der Schlaumeier richtig spekuliert hatte. Kaum sah der Nachtwächter das unheimliche Ding, so warf er Spieß und Laterne fort, bekreuzte sich und stammelte angstbeben: „Gott mit uns! Gott mit uns!“ Und dann erwählte er den anderen Teil der Tapferkeit und gab Herfengelb, daß der Mantel hinter ihm drein flatterte. Währenddem erreichte der Wilddieb unangefochten die Behausung seines Geklers.



Handwritten signature or mark.

Das Heimatlied

Skizze von Walter Findeisen

Mit eingedrücktem Brustkorb und mit schweren Kopfverletzungen lag Bruno Kern im roststreifigen Leinen seines Bettes. Der alte Doktor saß schon drei Stunden wieder daneben; er wußte es nur zu gut, daß hier nicht viel Hilfe mehr nötig war, und doch — er blieb. Ihm wollte es selbst noch nicht glaubhaft erscheinen, daß diesen prächtigen Menschen hier so jäh das Unglück erfaßt hatte. Bruno Kern war Walдарbeiter. Dreißig Jahre lang war er Tag für Tag in den heimatischen Wald gegangen, der ihm von Jugend an eine ganze Welt gewesen war, Tag für Tag hatte er da draußen gewerft, Bäume gepflanzt, Bäume gehegt

und gepflegt, Bäume gefällt. Und nun hatte das Schicksal an ihn die Art gelegt und ihn gefällt. Kein Mensch konnte sich denken, wie es gekommen war, und doch war es geschehen. Er war von einem fallenden Baume getroffen worden. Ein einziger Schrei gellte durch den bergigen Wald, und wie die anderen Holzfäller herbeikamen, da lag Bruno mit zerschmettertem Kopfe still und blutüberströmt da. Sein Anblick war den harten, arbeitsergrabenen Waldleuten eine furchtbare Qual. Sie trugen den Verunglückten, diesen besten, früher stets so heiteren, licherfrohen und treuen Kameraden heim. Freilich, er lebte noch.

Das treue Herz in der Brust tat noch seine Pflicht und schlug. Aber was half das? Und wie lange noch? Der alte Doktor wußte das genau, daß der Arme seinen Wald nicht wieder sah, daß nie wieder ein liebes Scherzwort über seine Lippen kommen würde, daß nie wieder ein Lied seiner Kehle entquellen konnte. Das alles war vorbei. Die Stunden waren ihm gezählt. Soeben hatte der alte Arzt den Puls gefühlt und schob langsam die welke Hand wieder unter das Deckbett. Da knisterte es plötzlich in den Betten, der Körper des Verunglückten dehnte sich ein wenig, und wie der Doktor hinsah, blickte er in die geöffneten Augen Brunos.

Nach zwei Tagen tiefer Bewußtlosigkeit schlug er die Augen wieder auf und sah mit stierem Blick um sich her. Er sah den Doktor lange fragend an, sah an den Wänden entlang, langsam von einem Bilde zum andern gleitend. Sein Ausdruck war, als habe er das alles viele, viele Jahre nicht gesehen. Zuletzt verklärte sich sein bleiches, verfallenes Antlitz zu einem müden, aber seligem Lächeln, so, als habe er sich nun vergewissert, wo er sich befand. Unmerklich war der Doktor aus dem Zimmer geschlichen, um Frau Kern herbeizuholen. Mit schlürfenden Schritten ging die völlig gebrochene Gattin zögernd an das Bett und sogleich mußte der Doktor die Finger energisch verbiethend an den Mund halten, damit sie nicht erneut in lautes Jammern ausbrach. Zitternd kauerte sie am Bette nieder und streichelte wie geistesabwesend mit ihren zuckenden Händen die Betten, unter denen

der Geliebte lag. Der Kranke senkte seinen Blick und sah auf sein Weib nieder, unverwandt und lange, bis Tränen aus seinen Augen kamen und ungehindert auf den bleichen Wangen herabglitten, über die das Sterben schon seinen fahlen Hauch gelegt hatte.

Ergriffen wandte sich der Arzt zur Seite. Da bewegten sich lispelnd die Lippen des Kranken und kaum hörbar kam es aus ihnen hervor, ganz mühsam: „Ich — hab — einen — Wunsch, — — Anna — —“ Anna hob ihren tränennassen Blick und konnte das Schluchzen nicht mehr unterdrücken. Fragend schaute

sie in die entgeisterten Augen des Gatten, ohne aber darin die Antwort zu finden. Bruno ließ starr den Blick auf seinem Weibe. Nach einer Weile bewegten sich seine Lippen wieder und er flüsterte: „s Feierohnd . . .“ Fragend wandte die Frau den Blick zu dem gerührt dastehenden Doktor. Doch der wußte im Moment auch nicht sogleich, was der Kranke wollte. Der Kranke sah die Unschlüssigkeit und lispelte nochmals. Es klang wie ein inbrünstiges Flehen durch die Stille des Raumes: „s Feierohnd . . .“, Anna, — mein Lied, — — ich — wills — noch einmal — hören.“ Nun wußte es die Frau, nun wußte es auch der Doktor. Das Flehen des Sterbenden ging ihnen wie ein Stich durchs Herz. Hilflos wie Kinder standen sie da. Sie sahen sich ratlos an und keins wußte, wie sie es beginnen sollten, dem Unglücklichen den letzten Wunsch seines Lebens zu erfüllen. Wer sollte sich wohl auch bereit finden, einem Sterbenden ein Lied zu singen? Die Frau hätte dem Gatten zuliebe sonst etwas dafür gegeben, — aber wer . . . ?

Um des Himmels willen, — wer sollte es tun . . . ? Mit stummen Blicken standen die beiden Leute im Zimmer. Und der Kranke blickte sie unverwandt mit verklärtem Blick an, in ihm deutlich wie eine Flammenschrift die letzte Bitte um das Heimatlied, um die Lieblingsweise seines Lebens . . .

In diesem Augenblick just holperte ein Fremder den Dorfweg hinauf. Unterm Arm trug er einen Holzkasten. Es war ein Arbeiter, dem die Krise der Zeit Arbeit und Brot geraubt hatte. Sein Weib sah mit vier hungrigen Kindern zu Hause, und die Not zwang ihn, das in besseren Zeiten als Liebhaberei betriebene Harmonikaspielen in der Notzeit auszunützen, um wenigstens einige Kleinigkeiten damit zusammenzubetteln. So zog er musizierend von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Heute war er hier im Dorfe und hatte in den Häusern gespielt. Hier ein lustiges Märchel, da einen Walzer und dort ein heimatisches Lied. Und zuweilen hatte er auch einmal dazu gesungen. Ihm wars freilich in dieser traurigen Zeit nicht gerade so zu (Fortsetzung und Schluß siehe Seite 7.)



„Der erste Star“. Von M. Sachs-Schubert.

Sch. u. Sch./M

Ann-Christin

liebt nur
einmal

Roman
von
Susi
Teubner

(4. Fortsetzung.)

Harry Karthesius kam aber gerade vom Friseur und hatte sich Höhenföhne geleistet. Nun, da er selbst „Jagd“ auf Ann-Christin machte, mußte er schon etwas daran wenden. Diese Frau war es wert. Außerdem, um 8 Uhr abends sollte er Carla zum letzten Mal treffen. Sie hatte angerufen und kurz um diese Verabredung gebeten. Natürlich hatte Harry nicht nein sagen können. Nun es schadete auch nichts, wenn er sich einen guten Abtritt bei Carla verschaffte.

In diesem Augenblick allerdings dachte er nicht an das Abschieds-Rendezvous mit Carla. Vielmehr hatte er für sein Leben gern gewußt, was in Ann-Christin vorging. Der Juwelier würde ihr wohl gesagt haben, daß die Kette nicht echt war und trotzdem einen gewissen Wert besaß. Oder hatte die Frau selbst schon das kleine Wappen entdeckt? Karthesius grinste vor sich hin, als er daran dachte, wie der Chef solch ein Familienerbstück anfertigte. Was beabsichtigte die Frau nun mit der Kette zu tun? Je nachdem mußte er einen der verschiedenen sorgfältig ausgearbeiteten Pläne entwickeln, zur Aktivität übergehen. Oder hatte sie etwa die Perlen gleich dem Juwelier verkauft. Karthesius fiel ein, daß dies eigentlich der naheliegendste Gedanke wäre. Für ihn jedenfalls, dem sich die Begriffe für Eigentum schon wesentlich verschoben hatten. Er hatte sich aber nicht recht getraut, in den Laden einzutreten, für den Fall, daß ihn die Frau wiedererkannte. Sie war nicht dumm, und Frauen haben meist ein bewundernswertes Gedächtnis. Auf Perücke und dergleichen gab Harry Karthesius nichts. Verändern konnte man sich durch Haltung, Gesichtsausdruck, durch die Kunst einer eignen auswechselbaren Persönlichkeit, aber nicht durch Kunstmittel. Aber diese Anstrengung — es war nämlich eine direkt physische Anstrengung, durch eigene Kunst plötzlich ein anderer Mensch zu sein — hatte Karthesius nicht für nötig gehalten, denn ursprünglich hatte er bei diesem „Einfangen“ Ann-Christins nur auf ihre Freude am Schmuck spekuliert. War das richtig, war es falsch gewesen, grübelte er, während er der Frau folgte. Den Hut hatte er in den Nacken geschoben und sah eigentlich recht unternehmend aus, gar nicht so nachdenklich, wie er es in Wirklichkeit durchaus war. —

Hinter Ann-Christin schloß sich die Haustür. Es war nicht anzunehmen, daß sie noch einmal fortging, meinte der Mann, machte auf dem linken Absatz kehrt und stand fünf Minuten nach halb neun an der mit Carla verabredeten Stelle.

Fünf Minuten nach neun Uhr aber stand Ann-Christin an der Normaluhr des Bahnhof Zoo und reichte mit einem mehr als lebenswürdigen Lächeln dem jungen Robert Walter die Hand. Sie betrachteten sich beide mit ein wenig neugierigen Augen: was mochte der heutige Abend bringen?

„Na, was schlagen Sie Schönes vor?“ fragte Ann-Christin.

„Mir ist alles recht, wenn ich bei Ihnen sein darf. Ich hab' mich so auf den Abend gefreut“, sagte der kleine Leutnant mit ehrlicher Ueberzeugung.

Beinahe hätte Ann-Christin geantwortet „Ich mich auch“. Sie schluckte es herunter und bekam plötzlich Angst. Angst, daß ihr der junge Mensch so gut gefiel. Angst, daß er etwas Unrechtes mit der Kette beabsichtigt hatte. Ueberhaupt Angst vor sich selbst und vor allem, was geschehen konnte. Denn sie wußte selbst sehr wohl, daß sie zu den Menschen gehörte, die oft in ihrem Leben eine Sache wollen, aber eine andere tun. Sie sagte langsam und nachdenklich: „Eigentlich ist es ja schon etwas spät. Aber vielleicht können wir doch noch in ein Kino gehen. Ich war lange nicht dort. Und manchmal ist das ganz nett.“

Roberts Gesicht drückte Enttäuschung aus — dann konnte er ja nicht ihre wunderschöne belegte Stimme hören, nach der er sich dreimal 24 Stunden gesehnt, die er oft im Dienst plötzlich zu hören meinte, aber es war immer nur Phantasie, Traum am Tage gewesen. Dösen mit offenen Augen. Jetzt war die Stimme wirklich, nah, und im Kino konnte er sie nicht hören. Er war aber zu wohlherzogen, um etwas gegen den Wunsch dieser Frau einzuwenden.

Wenig später saßen sie und sahen einen Film. Das heißt Robert Walter sah nur das Gesicht der Frau. Seine Kameraden hätten unglaublich gelacht, wenn sie dieses winzige Eckchen in Leutnant Walters Herz entdecken würden, das nichts anderes tat als träumen, bewundern, lieben. Ja, sogar bereit war, darüber die Pflicht zu vergessen. Diese sorgfältig verschlossene Ecke in dem jungen, starken, tatbewußten Herzen, die nur träumen wollte. Als er noch ein Junge war, hatte er von der Mutter geträumt, von der Mutter, die nicht mehr war, seit er war — die sein Leben mit dem ihren hatte bezahlen müssen. Diese nie gekannte Mutter war in seinen Gedanken so groß gewesen, daß sie lange, lange sein ganzes Traumleben ausfüllte. Jetzt aber ist diese Frau plötzlich da. Nicht mehr jung. Robert Walter wußte es wohl: nicht mehr so jung wie dieses oder jenes Mädchen seiner Bekanntschaft. Aber so schön, beinahe so schön wie die Mutter in seinem Traum. Und sie war da, sie war Wirklichkeit, sie saß neben ihm. Das Licht der Filmstreifen fiel auf ihr schmales Gesicht. Die Augen glänzten tief und unergründlich. Sie mußte ihre Zähne ganz fest aufeinandergebissen haben. Manchmal zuckte ihr Unterkiefer.

Plötzlich wandte sie ihm voll ihr Gesicht zu. „Um mich so konsequent ansehen zu können, hätten Sie nicht so viel Geld für einen Film auszugeben brauchen“, flüsterte sie ihm leise mit wohlwollend ironischem Zug um die Mundwinkel zu.

Natürlich wurde der junge Leutnant rot. Zu dumm behauptete er sich aber auch! Er hätte sich selbst ohrfeigen können. Schon das erstemal war er dauernd rot geworden. Er biß sich auf die Lippen. Ganz schmal wurde sein Mund. Unhörbar gab er sich den Befehl. Augen geradeaus! Und wandte den Kopf ohne zu antworten.

Er sieht sehr männlich aus, dachte Ann-Christin ihrerseits, die ebenfalls ihren Partner eingehend gemustert hatte. Nur hatte sie es als Frau ein wenig geschickter zu verbergen gewußt.

Sie hatten also beide nicht sehr viel vom Film gehabt und wirklich nicht viel in sich aufgenommen, als sie zwei Stunden später in einem Weinrestaurant darüber diskutierten.

„Es ist doch immer daselbe mit der „Liebe im Rientopp“, begann Ann-Christin.

„Wie schließlich und endlich auch mit der Liebe im wirklichen Leben“, meinte Robert Walter, sehr stolz auf den Zynismus, den er eben mit diesen Worten aufgebracht zu haben glaubte.

„Leider“ — ihr Blick glitt plötzlich weit weg — „leider wollen die Menschen es ja immer nur bequem haben.“

„Wie meinen Sie das?“

„Oh, ich meine, daß Männlein und Weiblein auf der Seiwand wie im Leben sich eigentlich immer nur zusammentun und auch zusammenbleiben, um nicht so allein sein zu müssen. Wer liebt, wer heiratet, muß fühlen, daß der andere dazu berufen ist, einen immer wieder im Innersten aufzurütteln, die eigenen Fehler sichtbar zu machen, den falschen Glauben an sich selbst zu töten. Wenn man allein ist, verlernt man die Bereitschaft, dem eigenen Ich zu nahezutreten. Man stirbt innerlich ab. Darum soll man sich jemand an die Seite stellen, der wie ein unficht-

barer Zeiger ist, zum Zorn ausschlägt, wenn man etwas nicht richtig macht, zur Freude, wenn es einem gelungen ist, sich selbst zu überwinden. Es gibt eine Klugheit von Herz und Kopf. Die aber kann kein 17jähriges Menschenkind besitzen. Diese Klugheit kommt nach und nach im Leben, wenn man immer mehr Gutes und Böses, Freud und Leid begreifen, verstehen lernt."

So sprach die Frau Ann-Christin. Zu ihrem eigenen Erstaunen. So lange hintereinander sprach sie überhaupt selten. Sie liebte mehr Rede und Gegenrede, fein geschliffen, sprizig. Da hatte sie auf einmal eine ganze Abhandlung gehalten, und zwar eine über ihre innersten Gedankengänge. Ueber Gedanken, die ihr vielleicht selbst noch nicht einmal ganz klar geworden waren, geschweige denn, daß sie immer noch ihnen gelebt hätte. Diese Rede von ihr war gewissermaßen eine laut gewordene innere Generalüberlicht gewesen über das, was sie das Leben, die Liebe, die Ehe gelehrt hatte. Und das hatte sie ausgerechnet vor diesem blutjungen Menschen da vor ihr getan! Wie kam sie überhaupt dazu? Hatte sie sogenanntes Quasselwasser getrunken, oder hatte es ihr etwa dieser Herr Walter wirklich so besonders angetan?

Er sieht doch Ernesto gar nicht ähnlich, mußte die Frau denken. Im allgemeinen geht es einem doch so, wie sie in irgendeinem Roman einmal gelesen. Sie wußte nicht mehr wo. Aber da hieß es: man geht den armseligen Weg, den die Frauen gehen müssen, wenn sie enttäuscht sind —, der Mann Fred, der zieht manchmal die linke Augenbraue hoch, so wie es der andere, den man wirklich liebte, tat. Darum streicht man jetzt dem Fred so gern über die Augen. Und der Hans, der ist einem fremd, wie ein Hottentotte. Man möchte ihn erschlagen vor Ungeduld. Wenn er aber traurig ist, hat er denselben Zug um die Lippen wie der erste. Muß man darum nicht den Hans auf diesen Mund küssen? So ist das — in all den Männern sucht die Frau den einen wieder, den sie verloren hat. Mag sie innerlich vielleicht noch so sehr ausschluchzen, immer wieder möchte sie den Händedruck, das Umschließen fühlen, bei dem ihr das Herz stillstehen drohte. Wie ein zersprungener Regenbogen ist es, wo man sich wieder die einzelnen Farben zusammensuchen muß. Dieses stückweise — das ist dann so furchtbar ..

Aber dieser Robert Walter hat doch nichts, aber auch rein gar nichts von Ernesto, denkt Ann-Christin. Er gleicht eher irgendeinem ganz ganz frühen Backfischtraum: frisch, gesund, straff die Haut, schmal das Gesicht, streng die Nase, hoch die Stirn, energisch das Kinn, scharf der Blick. So ein „Nicht Euch“ in dem Blick, der dann plötzlich wie von einem unhörbaren Befehl ein „Rührt Euch“ vernimmt, und die Augen weich, groß und ehrlich werden läßt wie bei einem erstaunten kleinen Jungen. Zu diesem jungen Gesicht fehlt nur an den Schläfen meliertes Haar, hätte Ann-Christin mit 16 Jahren gedacht. Heut freute sie sich an dem dunkelblonden Schopf, heut begann sie schon Angst vor weißem Haar zu bekommen, bei sich wie bei anderen. Als sie einmal vorm Spiegel stand und glaubte, ein weißes Haar zu entdecken, hatte sie schnell die Augen zugekniffen. Und als sie sie wieder aufmachte, war das weiße Haar verschwunden. Ann-Christin wußte heut noch nicht, war es Trug gewesen oder hatte sich das graue Haar nur wieder schnell und taktvoll hinter den anderen verkrochen — war nur mal kurz als Ausrufungszeichen, als Warnung erschienen.

So plötzlich warnend, wie es eben auf einmal in Ann-Christins Handtasche knisterte, das Seidenpapier knisterte, in dem die Kette eingewickelt war, gerade als sie ihre Puderdose herauszog.

„Ist das aber eine entzückende Puderdose?!"

Frau Ann-Christin blickte erstaunt auf. Hatte dieser junge, man möchte sagen, soldatische Mensch Interesse am Land? Das überschritt sich dann ja mit dieser merkwürdigen Perlenangelegenheit! Schade, dachte sie. Aber sie sagte dann: „Ja, nicht wahr, sie ist entzückend und auch wertvoll. Nicht nur als Erinnerung für mich, sondern auch für Kunstliebhaber. Es ist ganz wundervolle Emaillearbeit. Schauen Sie, mit Gold eingefast.“

Als Robert Walter die ihm eifrig gereichte Dose in die Hand nahm, schien der Blick der Frau wie lauernd auf ihm zu ruhen. Wie ein Blitz in eine weiche warme Sommernacht hineinschlägt, so durchzuckte es auch ihn in diesem Augenblick. Also doch — alles, was er zurückgedrängt, bewußt und unbewußt, der ganze

rätselhafte Zusammenhang mit diesem unerfreulichen Kavaliere Kartheisus wurde lebendig vor ihm. Ein bitterer Geschmack war das plötzlich im Munde. Er hatte sich doch nur erkundigt nach der Puderdose, freundlich und aufmerksam, weil er wußte: eine Frau hört gern, wenn sie hübsch ist oder auch nur irgend etwas an ihr als hübsch bezeichnet wird. Und nun hatte Ann-Christin Reinhardt — sie hatte ihm ihren Mädchennamen genannt — auf diese merkwürdige Weise reagiert, ihm gewissermaßen gleich die Dose angepriesen. Also doch gehört sie irgendwie zu dieser Fehlerhand! Es erschien ihm unverantwortlich, daß er nicht schon Forschungen in dieser Richtung aufgenommen hatte. Er beschloß — unerbittlich gegen



Zelchnung KieBlich M.
Ann-Christin: »Wer weiß, ob Sie nicht ein ganz gewiegter Schwerverbrecher sind!«

sich selbst — alles jetzt nachzuholen. Da begann nun ein seltsames Rache- und Mausspiel zwischen den beiden. Jeder aber glaubte, die Rache zu sein. Es war als hätte der Mann plötzlich seinen Dienstanzug angezogen. Seine Gesichtszüge wurden noch straffer. Vielleicht verlor er etwas von der gesunden Farbe. Aber innerlich war er ganz ruhig. Ruhig führten seine kräftigen Hände die Zigarette zum Munde, ruhig stäubte er die Asche ab, während die Hand der Frau fast unentwegt am Aschenbecher war und dort wie von selbst hin- und herzitterte. Ihre andere Hand fuhr über den buntseidenen Schirm der Tischlampe hin und her. Wie durch Röntgenstrahlen aufgelöst wirkten sie, Knochen und Blut. Die Musik klang auf einmal so hart, das Licht war so grell, der Ober so laut und der Mann da vor ihr auch ganz anders.

Ich eigne mich, glaub ich, nicht zur Detektivin. Die Frau muß ja über sich selbst lächeln. Dann begann sie sehr tapfer: „Wir waren zusammen im Kino, wir sitzen hier schon eine Stunde nett zusammen, wir unterhalten uns über wichtige, ja über menschlich-intime Probleme, aber eigentlich weiß ich noch gar nicht, wer und was Sie sind. Abgesehen von Ihrem schätzbaren Namen“ — Ann-Christin zeigte ihre perlengleichen Zähne — „wer weiß, ob Sie nicht ein ganz gewiegter Schwerverbrecher sind!“

„Oh bitte, vielleicht darf ich die Frage zurückgeben. Auch von Ihnen weiß ich nichts.“

„Genügt es Ihnen nicht, mich anzusehen, mein Gesicht zu kennen...“ (Fortsetzung folgt.)

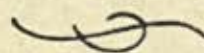
leben, der zur Gruppe der schon früher besprochenen Springschwänze (*Collembola*) gehört. Er wird schon auf dem kalten Lager geboren und verbringt sein ganzes Leben auf und in diesem unwirtlichen Lebensraum, was ihm nur dank seiner ausgezeichneten Anpassungsfähigkeit möglich ist. Er verträgt das Einfrieren in den Nächten und an kühlen Tagen ohne weiteres, nützt dafür an schönen Tagen die Sonnenstrahlen noch besser aus als die übrigen dunkel gefärbten Hochgebirgstiere, da er nicht nur die ihn unmittelbar treffenden Sonnenstrahlen mit Hilfe seiner schwarzen Farbe in sich aufsaugt, sondern auch noch die von Schnee und Eis zurückgeworfenen. Seine Nahrung besteht aus pflanzlichen Stoffen, die durch den Wind in großer Menge auf Firnfelder und Gletscher geweht werden, vornehmlich Pollenstaub der in tieferen Lagen befindlichen Nadelbölzer. Der Gletscherfloh tritt oft in großen Mengen über weite Flächen ziemlich gleichmäßig verteilt auf. So konnte ich im vergangenen Sommer auf dem Mittelbergferner in den Dektthaler Alpen auf einer Fläche von ungefähr 80 000 Geviertmeter durchschnittlich 2000 Stück je Geviertmeter zählen.“

Ermutigt durch den sehr lehrreichen Aufsatz gestattete ich mir, Herrn Professor Dr. Otto Steinböck in Innsbruck auf die von mir im Erzgebirge gemachten Beobachtungen aufmerksam zu machen, worauf mir dieser in lebenswürdiger Weise Folgendes mitteilte: „Die von Ihnen zu Milliarden auf dem Schnee beobachteten kleinen Tierchen sind nicht Gletscherflöhe (*Isotoma*

soltans), sondern aller Wahrscheinlichkeit nach *Hypogastrura socialis*, eine dem Gletscherfloh wohl nahestehende, aber doch eigene Art. Von Zeit zu Zeit wird immer wieder Massenauftreten solcher Tiere gemeldet, über dessen Ursache wir bis heute noch nichts Näheres wissen. Die von Ihnen beobachtete Art tritt gerade im Winter mitunter in großen Massen auf und wurde auch schon einmal in Böhmen beobachtet.“

Außerdem hielt ich es für angezeigt, von meiner Beobachtung auch der Leitung des zoologischen Institutes der Deutschen Universität in Prag Mitteilung zu machen. Dieselbe teilte mir nun mit, daß ihr aus der Literatur über das Vorkommen von Gletscherflöhen in Böhmen nichts bekannt sei und daß festzustellen wäre, ob es sich um den Schneefloh (*Degeeria nivalis*) oder um *Desoria nivalis*, den Gletscherfloh handelt.

Das Vorhandensein von Gletscherflöhen im Erzgebirge ist einwandfrei festgestellt. Das Wiederauftreten derselben im Winter ist möglich, ja höchstwahrscheinlich. Zu welcher Art dieselben gehören, darüber bestehen aber noch Zweifel. Ebenso bestehen solche über die Ursache des massenhaften Auftretens. Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn sich ein Entomologe finden würde, der die Angelegenheit weiter verfolgt und zu dieser Frage Stellung nimmt.



(Fortsetzung und Schluß von Seite 3.)

Mute, — aber die Not, — die Not . . . Was tat man da nicht alles . . . ! Nun hatte er die Häuser des Dorfes alle besucht und schickte sich zum Heimgehen an. Langsam dunkelte es schon. Wenige Zweier und Fünfer kimperten dünn in seinen Taschen. — der Tag hatte nicht viel erbracht. Die Leute hatten überall selbst nichts mehr zum Verschenken. Unschlüssig stand er an der Tür des letzten Hauses. Sollte er hier nochmals einkehren? Um einen Zweier, — vielleicht um garnichts? Nun, er wollte das letzte Haus nicht ausschließen. Er klinkte die Tür auf und trat in den halbdunklen Hausflur. In gewohnter Weise glitten seine Finger zu einer kurzen einleitenden Passage über die weißen Perlmuttertafeln seiner Harmonika, währenddessen er sich überlegte, was er zum Schluß nun noch spielen wollte. Wie seine ersten Töne durch das Haus klangen, öffnete sich gleich vor ihm die erste Tür des Flures und des Doktors Stimme klang, gedämpft durch den Spalt: „Still, still, — hier liegt ein Sterbender . . . !“ Doch ehe diese Worte noch verstanden wurden, hatte der Spieler schon einen chromatischen Gang in D-Moll moduliert. Und mit weicher, verhaltener Tenorstimme begann er zu singen, diemeil die Harmonika wie eine Orgel leise begleitend, mitsummte:

De Sunn steigt übern Wald drübn nei,
besaamt de Wulfn rut,
a jeder legt sei Warkzeich hie
un schwengt zen Gruf sän'n Hut.
s'is Feierohtm, — s'is Feierohtm,
dos Togwart is vollbracht,
's gieht alles seiner Hamit zu,
ganz sachte schleicht de Nacht . . .

Erstrocken und ergriffen zugleich trat der Doktor ins Zimmer zurück. Frau Kern horchte auf und begann zu zittern, — sie glaubte an einen Geisterspuk

Bruno Kern aber, der Sterbende, der Mann des Waldes und des frohen Viederklanges, der drehte den todmüden Kopf ein wenig zur Seite und begann mit einem Male zu lächeln.

Hernach wurde es wieder naß in seinen Augen, — Träne um Träne perlte langsam daraus hervor. Es waren Tränen der Rührung, denn nun hörte er doch noch sein Lied, sein Heimatlied, — das Lied seines Heimatlandes, das ihm Jahrzehnte lang durchs Herz geklungen hatte wie eine Wohltat, das ihn so oft

schon in trüben Stunden erbaut und erquickt hatte wie Balsam — — —

Sein Lied . . . Feierlich klang durch das Haus:
Do ziehts wie Frieden durch de Brust,
's klingt als wie e Lied,
aus längst vergangne Zeitrn rauscht
gar hamlich durchs Gemüt.

Bruno Kern schloß die Augen. Die niederfallenden Lider drängten die letzten Tränen herab auf die fahlen Wangen. Matt schlug noch das treue Herz . . . Da klang die Stimme des Sängers zu der Harmonika:

Gar manichs Herz hot ausgeschlohn,
orbei is Sorg un Müh,
un übern Grob ganz sachte zieht
a Rauschen drüber hie.
s'is Feierohtm, — s'is Feierohtm . . .

Der Berunglückte schlug die Augen nicht wieder auf . . . Sein Weib kniete ängstlich still am Sterbebett. Nur im alten Doktor schien noch Leben, als der letzte Ton draußen verklungen war. Mechanisch griff er in seine Börse und langte mit bewegten Händen ein Fünfmartstück in den dunklen Flur hinaus. Lange dauerte es, bis die magere Hand des Spielers nach dem Ungewohnten griff. Die Gedanken waren indessen schon nach Hause vorausgeeilt zu seinem Weibe mit den hungrigen Kindern . . . Leise klappend zog er die Haustür hinter sich zu und schritt taumelnd den Berg hinan. Ein Fünfmartstück . . . ? Ein Fünfmartstück . . . ? Er wußte nicht, daß er mit seinem letzten Liede einem Sterbenden das letzte Sehnen seines Lebens gestillt hatte . . .

Das ist einmal des Lebens Lauf,
Daß es stets endet mit dem Sterben;
Doch können wir, wenn's Auge bricht,
Ein neues, schön'res Leben erben.

Edelsteine.

Gletscher-Flöhe im Erzgebirge / Von Anton Dieß, Tepliz-Grasitz.

Der rechte Wanderer und Bergsteiger liebt die Berge und Täler und mit ihnen alles, was sie von Natur aus tragen, was sie von Natur aus tragen, was da wächst und lebt. Nicht nur der schöne Sommer und der prächtige Herbst, sondern gerade der Winter mit seiner Schnee- und Raureispracht bringt den vielen Wanderern immer wieder Neues zum Schauen und Erleben. Das Winterwandern im Gebirge, ob mit oder ohne Brettern, bringt vielen Höhepunkte reinsten Naturfreude, die uns aus der winterlichen Enge und der Lichtarmut des Berufes hinaufhebt in ein freieres und kraftvolleres Dasein. Die Bracht auch nur annähernd zu schildern, die ein Wintersonnentag über die frisch beschneiten Hänge ausgießt, ist unmöglich. Von solch einer schönen Winter-sonnenwanderung aus dem Vorjahre sei hier ein kleines Erlebnis geschildert. Ein zwei Tage andauernder starker Schneefall hatte das Erzgebirge in eine herrliche Winterlandschaft verwandelt und eine große Zahl von Sportlern schon am Sonnabend, den 25. Januar, in die Berge gelockt. Hunderte freuten sich auf Sonntag, um nach langer Zeit wieder einmal ihre Lungen in frischer Winterluft kräftigen zu können. Aber welche Enttäuschung! In der Nacht war überraschenderweise ein Witterungsumschlag eingetreten. Ueber dem Teplitzer Talbecken lagerte frühmorgens eine dicke, feuchtwarme, graue Nebeldecke, die es lange zweifelhaft erscheinen ließ, ob nicht ein Regen daraus werden und niedergehen sollte. Aber beim Verlassen der elektrischen Bahn in Obereichwald gab es eine angenehme Ueberraschung, es kam die Sonne zum Vorschein. Der Nebel war durch einen kräftigen, warmen, föhnartigen Südwind zerrissen worden und je weiter man bergan stieg, je mehr machte

oder infolge der Wärme an Ort und Stelle entstanden, konnten nicht beantwortet werden. Nach ungefähr fünf Begleitern begann die Schneedecke langsam wieder hell zu werden und lichtete sich immer mehr, so daß bei der Abzweigung des Fahrweges Siebengiebel von der Rückenbergsstraße solche Tierchen nur noch vereinzelt anzutreffen waren. Beim genannten Forsthaufe war die Schneedecke wieder tadellos rein. Auf eine Mitteilung hiervon an die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos“ in Stuttgart äußerte sich dieselbe umgehend in folgender Weise:

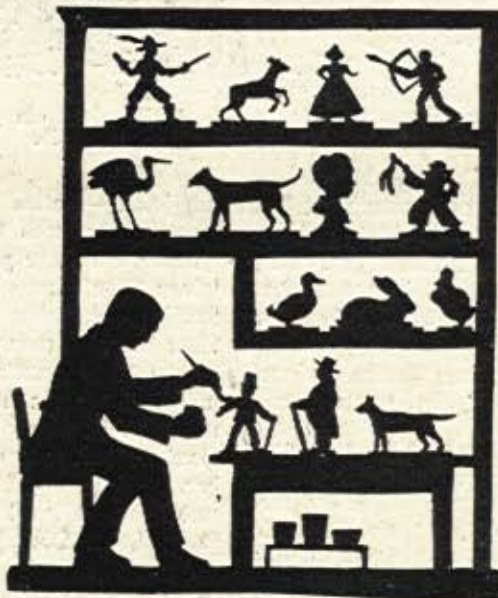
„Das plötzliche massenweise Auftreten ist zunächst auf überraschend einsetzendes Tauwetter zurückzuführen. Wir haben diesen auch von Ihnen beobachteten Fall wiederholt schon selbst erlebt und konnten dabei eine unübersehbare Menge von Gletscherflöhen feststellen. Auf keinen Fall scheint uns Ihre Erklärung zutreffend, wonach die Gletscherflöhe durch Sturm, überhaupt durch Luft, von den Alpen her ins Erzgebirge verweht worden seien. Vor einigen Jahren schon bekamen wir von einem Leser aus dem Erzgebirge eine Zündholzschachtel gestrichen voll von Gletscherflöhen zugesandt. Die dortselbst bei einsetzendem Tauwetter in ungeheurer Anzahl gefundenen Collembolen, zu denen ja die Gletscherflöhe gehören und von denen es eine größere Anzahl gibt, kommen in Deutschland sehr weit verbreitet vor, so daß eine Ueberführung durch die Luft nicht in Frage zu kommen braucht. Es müssen zunächst die Tierchen einmal eingehend untersucht werden, um festzustellen, zu welcher Art sie gehören, ob es sich um die alpine Art handelt oder um eine in unseren Mittelgebirgen, also auch im Erzgebirge, besonders häufig vorkommende Art.“

Mein Interesse, an dieser Sache aufklärend mithelfen zu können, war erweckt und ich erinnerte mich auch eines Aufsatzes in der Zeitschrift des D. u. De. Alpenvereines über Gletscherflöhe. Im Jahrgang 1931 dieser Zeitschrift findet sich ein sehr beachtenswerter Beitrag „Die Tierwelt des Ewigschneegebietes“ von Prof. Dr. Otto Steinböck von dem zoologischen Institute der Universität in Innsbruck. Aus dem Aufsatz sei auszugsweise der Inhalt der Seite 42 hier wiedergegeben:

„Ungleich artenreicher treten die Sackkiefler (Entognatha) und zwar die Springchwänze (Collembola) auf, unter denen es ungefähr ein Duzend Formen gibt, die bisher überhaupt nur im Ewigschneegebiet gefunden wurden, so der Schneefrühlingschwanz (Noloma nivalis Carl). Für gewöhnlich entgehen diese Tiere wohl gänzlich der Aufmerksamkeit der Bergsteiger; hat man sich aber einmal darauf eingestellt, dann findet sie leicht zu finden. Unter manchen Steinen wimmelt es geradezu von diesen winzigen Tierchen, die allerdings schleunigst das Weite suchen, sobald man ihren „Bohnstein“ umdreht, dabei bedienen sie sich meist ihrer am Hinterende des Körpers gelegenen Springgabel (daher ihr Name Springchwänze), um in hohem Satz (flohartig) zu verschwinden. Manche leben in den an schneefreien Stellen sehr häufigen Moospolstern, während wiederum andere in Blüten des Gletscherhahnenfußes u. a. Blütenpflanzen ihr Leben fristen. In erster Linie sind es wohl pflanzliche und faulende Stoffe, die ihnen als Nahrung dienen. Auf Schnee und Eis allein scheint nur der Gletscherfloh (Noloma fallans Ric.) zu



Beobachtung des Skijähgers



Scherenschnitt: Erzgebirgler beim Bemalen der geschnittenen Holzfiguren

fammentreffen des Fußsteiges mit der Fahrstraße nach Bordenzinnwald bemerkbar. Viele des Weges kommende Sportler und Wanderer aus dem Gebirge machte ich auf diese seltene Erscheinung aufmerksam. Um eine kleine Probe auf die Vielzahl der Schneeflöhe zu machen, schnitt ich aus dem ruhbedeckten Schnee eine kleine Fläche von 1 cm² heraus, brachte dieselbe auf ein Stückchen reinen Papiers. Ich zählte 25 Stück dieser winzigen Tierchen. Die Fragen über den Ursprung dieser Kleinwesen, die unbegreifliche Vielzahl und Lebensfähigkeit im kalten Winter, ob sie durch den föhnartigen Südwind aus den Alpen zugeführt

Bilder aus aller Welt



Der Gedenkstein für den ersten Vierjahresplan

In Lützen enthüllte die Ortsgruppe der NSDAP zur Erinnerung an den Abschluß des ersten Vierjahresplanes einen Gedenkstein in Gestalt eines 130 Zentner schweren Findlings, der das Datum des 30. Januar und über den Jahreszahlen 1933/1937 das Wort des Führers „Gebt mir vier Jahre Zeit“ trägt. Der Stein ruht auf einem Zementsockel.



Ein unheimlicher Fahrgast

Etwas exzentrisch scheint diese junge Dame zu sein. Aber ihr Verhalten erscheint nicht mehr so verwunderlich, wenn man weiß, daß es die berühmte amerikanische Tierbändigerin Ruby Wood ist. „Woody“, ein dreijähriger, afrikanischer Löwe, ist ihr ständiger Begleiter, er fährt mit Auto und geht sogar mit in das Kaffeehaus.

(Pressefoto, R.)



Lawine durchschneidet die Löschbergbahn

Der Niedergang einer schweren Lawine hat die Löschbergbahn in der Schweiz zwischen Brig und Andersteeg unterbrochen. Die Lawine riß eine Brücke und einen Teil des Eisenbahndammes in der Nähe eines Tunnels hinweg.

(Weltbild, R.)



In dem befreiten Malaga

Unser nebenstehendes Bild zeigt die Stadt Malaga nach der Einnahme durch die Nationaltruppen. Die Zivilbevölkerung, die vor den Roten geflüchtet war, kehrt wieder in ihre Wohnungen zurück.

(Pressefoto, R.)